

reitgestellten russischen Viehwägen mußten wir uns selbst verladen. Ein schriller langgezogener Pfiff, der uns fröstelnd bis tief in unsere ohnehin schwergeprüften Seelen drang, kündigte uns die Abfahrt an. Es war schauerlich, sich an diesen schrillen, überaus lauten Ton gewöhnen zu müssen, der sich von Zeit zu Zeit immer wieder vernehmen ließ. Einsam waren wir nicht, denn unser Soll wurde in Rimnicul-Sarat auf 80 Personen je Waggon aufgestockt. An beiden Enden befanden sich Öfen, die uns vor der größten Kälte schützten. Während der ganzen Fahrt haben wir uns selbst gekocht. Wir hatten Petroleumkocher, die während des Kochens festgehalten werden mußten, ebenso die Kochtöpfe, um nicht durch das dauernde Schaukeln und Rucken umzukippen.

Die Waschgelegenheiten waren sehr eingeschränkt, es herrschte Wassermangel, aber für den Tee reichte es aus. Am 30. Januar, nachts um 3.00 Uhr, fuhren wir über den Dnjester (Nistru). Wir rechneten Bessarabien immer noch zu Rumänien, wie wir es in der Schule gelernt hatten. Jetzt aber wußten wir, daß wir uns nun auf sowjetischen Boden befanden, hier begannen sich die Weiten der Ukraine auszubreiten. Soweit das Auge reichte sah man nur schneebedeckte Felder, die dem Anschein nach bis ins Unendliche reichten. Kein Baum, kein Strauch, kein Brunnen wie wir es von unseren Feldern gewohnt waren. Eine für unsere Augen öde Steppe. An größeren Stationen sah man Getreidehaufen unter freiem Himmel liegen, als wären es Misthaufen. Selten war es abgedeckt, mehr zum Scheine als zum Schutze. Unser Zug brachte uns immer tiefer in das schier endlose Land. In der Eintönigkeit dieser Fahrt vernahm man hin und wieder einen Witz, ja sogar gesungen wurde und nicht selten die schönsten Heimatlieder, deren wir uns erinnerten. Wieder stand unser Zug in einer der vielen öden Stationen. Es war der 9. Februar 1945 und die Stadt hieß Scholde-Reka, als aus unserem Transport 700 Personen herausgenommen wurden, um hier in einem Lager eingewiesen zu werden. Danach fuhren wir weiter. Einen Tag später, es war Samstag der 10. Februar abends, als wir in einem kleinen Bahnhof einfuhren und anhielten. Nach 24 Tagen und Nächten kamen wir endlich mal ins Freie. Unser Gepäck sollte uns mittels eines Lastwagens nachgeschickt werden, während wir nun mit einem kleinen Marschgepäck bis in den Ort marschieren sollten. Es war eine Bade- und Entlausungsanlage der Stadt Marganetz, die uns sehr willkommen war, nachdem wir uns seit mehr als 3 Wochen nicht mehr waschen konnten. Wir fühlten uns jetzt bedeutend wohler und kamen auf leichten Füßen wieder zurück, um unsere Habseligkeiten auszuladen. Nachdem wir dieselben im Freien aufgestapelt hatten, ging es auf Schusters Rappen 4 km bis ins Lager. Es handelte sich um eine Baracke, die von Stacheldraht umzäunt war und an allen vier Ecken ein Postenhäuschen hatte. Das Eingangstor war rund um die Uhr bewacht und des nachts bezogen die Posten auch die restlichen Postenhäuschen. Am 11. Febru-

ar bezogen wir unsere neue Bleibe. Es war Faschingssonntag, doch wurden wir nicht wie Narren sondern wie Verbrecher angesehen und auch dementsprechend behandelt. Der Raum in dem wir untergebracht wurden hatte keine Fenster. Ein einziger Ofen sollte für 120 Personen Wärme spenden, als Schlafgelegenheiten dienten Holzpritschen, die an den Wänden entlang in drei Etagen übereinander angeordnet waren.

Es gab ja elektrische Beleuchtung, d.h. wenn der Strom nicht ausgefallen ist; leider mußten wir es des öfteren beklagen. Am Faschingsdienstag in der Früh wurden wir in die Produktion eingeschaltet. Die Fabrik, in welcher wir arbeiten sollten, laut Versprechen der Frau in Guttenbrunn, mußte wohl erst gebaut werden, denn vorerst mußten wir die Bausteine von alten, beschädigten Häusern aufstapeln, bei eisigem Wind und Schneeregen. Wir waren in Gruppen eingeteilt worden und jeder Gruppe stand ein Offizier vor. Trotz der Handschuhe, die wir an hatten, wurden unsere Hände so steif, daß wir glaubten sie müßten uns abfrieren. Da der Wind immer stärker wurde, suchten wir hinter einer Mauer Schutz und krümmten uns vor Kälte. Mit dem Mittagessen war heute nichts - und von da an wurde es zur Tradition. Einige unserer Frauen, die heute nicht zur Arbeit kamen, hatten einen einfachen Kuchen gebacken zu Ehren des hl. Valentin. Am Abend wollten wir dann einen Faschingsumzug veranstalten, zwar nur innerhalb des Lagers, aber die Offiziere schienen sich nicht darauf zu besinnen, daß ein Fasching nur dann Sinn hat, wenn man richtig feiert. Kaum hatten wir dann am Abend unsere Baracken verlassen, wurden wir auch schon wieder dahin zurückgetrieben. Vorbei war es mit dem Feiern.

Jeden Morgen war um 4.30 Uhr Wecken und gleich nach dem Frühstück mußten wir zur Arbeit antreten. Bei jedem Wetter wurde gearbeitet. Um 7.00 Uhr mußten wir uns auf der Arbeitsstelle einfinden, das hieß, noch im Dunkeln den Weg von einigen Kilometern anzutreten, um sich nicht zu verspäten. Von Hand wurden Bausteine von einem Platz auf den anderen getragen und aufgeschichtet. Bei dieser Kälte den ganzen Tag im Freien verbringen erforderte schon die Zähigkeit eines kerngesunden Menschen. Wer nicht ganz gesund war, mußte damit rechnen, früher oder später aus der Rolle zu fallen. Wenn wir am Abend von der Arbeit nach Hause kamen, war es genau so dunkel als in der Frühe beim Fortgehen. Der Wind, eisig kalt, zwang uns dazu, die ausgesetzten Körperteile, in der Hauptsache Gesichtsteile, wie Nase und Wangen, alle 10-15 Minuten zu reiben, um auf diese Weise Erfrierungen zu vermeiden. Augenbrauen, Wimpern, die Kopftücher, die wir über das ganze Gesicht heruntergezogen hatten, ja selbst die feinen Härchen auf der Oberlippe und Wangen, waren weiß vom Reif. Die Kälte hat uns oft dazu gezwungen, Holz zu sammeln um ein Feuer anzuzünden, damit wir unsere Hände und Füße zur Not erwärmen konnten. Wir standen um das Feuer herum, bis

uns der Brigadier wieder an die Arbeit trieb. In diesem Falle gingen wir einmal um den Arbeitsplatz herum und wieder ans Feuer zurück. Es war einfach zu kalt um arbeiten zu können.

Unsere tägliche Verpflegung bestand aus einer Krautsuppe in der Früh und einer Gurkensuppe am Abend, oder umgekehrt, Gurken in der Früh und Krautsuppe am Abend. Auch 500 Gramm Brot für die Person und Tag. Wir stellten uns einen Notherd auf, bestehend aus einigen Ziegeln, darunter ein Feuer, einen Topf darauf und kochten selbst, soweit wir zu einem eigenen Vorrat kamen, oder noch von zu Hause welchen hatten. Bohnen, Maismehl, manchmal bettelten wir uns von den einheimischen Russen etwas zusammen, was wir dann ebenfalls auf unserem freien Sparherd kochten. Zu Kartoffel kam man selten, eine Kartoffelzuspeise hätten wir als ein Luxusgericht angesehen. Das Holz brachten wir vom Arbeitsplatz, es bestand aus zerschlagenen Fenster- und Türrahmen oder aus angekohltem Dachwerk, welches wir, in kleine Stücke zerschlagen, abends mit nach Hause nahmen. Meine schönste Erinnerung an den russischen Winter war und ist auch heute noch, als wir eines Abends von der Arbeit nach Hause kamen und ich noch ein kleines Stückchen Speck, sozusagen eine eiserne Ration, aufgespart hatte, und jetzt auf einem Spieß am offenen Feuer braten konnte. Es war eine fürstliche Mahlzeit und ich werde den angenehmen Duft, der davon ausging, nie vergessen. Eier und Milch waren außerordentlich teuer, nur selten konnte man es sich leisten, dem unersättlichen Magen solche luxuriösen Sachen anzubieten. Bohnen und Maismehl hingegen konnte man öfter finden, denn die Russen mußten ja schließlich auch von etwas leben.

An einem Abend, die Sonne war am Untergehen, standen wir müde und abgespannt um die Feuer und bereiteten unser Abendmahl vor. Dort, wo die Sonne sinkt, ist meine Heimat und ich stehe hier in einem Land, dessen Klima mir ungewohnt, dessen Leute mir fremd sind, deren Lebensweise mir nicht behagt. Gegen meinen Willen wurde ich hierher gebracht und stehe nun hier, um mein Essen auf Zigeunerart zuzubereiten. Ja, so standen die Zigeuner um das Feuer, so habe ich sie in Erinnerung. Der Unterschied liegt nur darin, daß jene frei waren und tun und lassen konnten, was sie wollten, während wir hier hinter Stacheldraht saßen.

Die Sonntage waren frei. Da wurden wir in Begleitung von Posten ins städtische Bad geführt, was wir auch alle begrüßten, doch verloren wir dadurch den halben Tag. Aufstellen, zählen, abmarschieren, stehen, warten und dasselbe wieder auf dem Heimweg. Zu Hause angekommen, mußten wir unsere Sachen waschen. Warmes Wasser war nicht zu haben, es sei denn, wir hatten Holz in genügender Menge herangeschafft und wärmten es selber. Der Sonntagabend stand uns dann unseren Vergnügen zu, d.h. soweit man es als Vergnügen bezeichnen kann. Eines Tages nach Arbeitsschluß, ich weiß nicht mehr wie es kam, marschierten wir mit Gesang durch die Stadt. Unser Heimweg war ja immer

durch die Stadt, aber gesungen haben wir nie. Unser Offizier, der voraus ging, fand Gefallen an dieser Sache und von der Stunde an waren wir sein Lieblingszug. Einige Tage später erlaubte man uns, ins Kino zu gehen. Die Neugier plagte uns zu sehen, was die uns aufspielen würden. Als wir eintraten, erscholl schon die Musik, eine uns bekannte Polka lud zum Fröhlichsein ein. In diesem Augenblick glaubte ich, nicht in Rußland, sondern zu Hause zu sein und an einer Tanzunterhaltung teilzunehmen. Wir nahmen unsere Plätze ein und lauschten weiter der Musik. Nicht anders als bei uns die billigen Kinos aussahen, sah auch dieses hier aus. Der Film, der uns vorgeführt wurde, sollte dem Zwecke dienen, uns zur Arbeit anzustacheln. Es war ein Propagandafilm, in welchem die Mädchen die Rolle von gewissenhaften komsomolistischen Arbeiterinnen spielten, die die Arbeit im Sowjetstaat als die edelste Sache, oder edelste Erfindung der Sowjets, priesen. Gut, wir waren bedient.

In der Zwischenzeit hat wohl jeder der hier Beteiligten die Überzeugung gewonnen, daß ein solches Leben auf die Dauer nicht wirklich lebenswert ist. Daran aber zu denken, daß es noch schlimmer werden könnte, wagte wohl keiner, obwohl es Anzeichen dafür gab, daß es uns kurz bevorstehen könnte. Und so war es auch.

Eines Abends, wir hatten den ganzen Tag gearbeitet und waren mit dem Nachtessen gerade fertig, da mußten wir vor der Baracke antreten. Es folgte das übliche Abzählen und anschließend die Einteilung für die Nachtschicht. Weil es bis zur Stunde keine Nachtschicht gegeben hatte, konnte auch bei Tage niemand ausruhen, um sich derart auf die Nachtarbeit vorzubereiten. Der Mond schien hell und wir stolperten quer über die Fluren auf ein kleines Lichtlein, so schien es wenigstens, zu. Hier drückte man uns Krampen (eine Art Spitzhacke) und Spaten in die Hand, um einen Graben auszuheben. Der Boden war so hart und tief gefroren, daß eine normale Leistung nicht erbracht werden konnte. Ein eiskalter Wind und die Müdigkeit gaben uns den Rest. Wir froren und schnarrten wie die Enten, aber wir mußten, sollten hier die Nacht arbeitend verbringen. Unweit von unserer Arbeitsstelle war ein Gebäude, welches später unser Lager werden sollte. Es war bereits bewohnt und die Männer, die da hausten hatten ihre Räume geheizt. Als wir es vor Kälte nicht mehr aushalten konnten, gestattete uns unser Bewacher, gruppenweise dahin zu gehen, um uns ein wenig aufzuwärmen. Ich legte mich hin, gleich hinter den Ofen, verschlief die Zeit der Ablösung und bis in den Morgen als es zum Aufbrechen war. Etwa zwei Wochen danach wurden die Männer, die sich in unserem Lager befanden, in ein anderes Lager umgesiedelt. Wir, die Frauen, wurden dazu angehalten, zur Arbeit zu gehen, obwohl es Sonntag war. Je 12 Frauen wurden vor einen Wagen gespannt, um vom Bahnhof Kalk heranzutransportieren, welcher vorher ausgeladen worden war, und nun zur Baustelle geschafft werden sollte. Der zurückzulegende Weg führte uns über einen steilen